



⇒ Wolfgang Thierse

Selbstüberschätzung und Ressentiments. Detlef Pollack wirft einen kritischen Blick auf die Missmutsgemeinschaft Ost

Detlef Pollack, der Religionssoziologe an der Universität in Münster mit DDR-Biografie, hat ein interessantes Buch geschrieben, das sowohl viel Zustimmung als auch ein wenig Widerspruch provoziert. Als Zeitzeuge im ›annus mirabilis‹ (Timothy Garton Ash) und als politischer Akteur seitdem lese ich es mit Spannung und innerer Beteiligung, weil mit Erinnerung und Parteinahme. Es ist ja auch kein nüchtern-wissenschaftlicher Text, denn der Autor schreibt sich mit subjektiven Beobachtungen und Meinungen aus seinem Beteiligtsein in seine Analysen ein. Und unübersehbar auch folgt er einem polemischen Impuls, der mir zwar verständlich erscheint, dem Text aber nicht immer gut tut.

Im Sommer 2019, also im Vorfeld des 30. Jahrestags der friedlichen Revolution, konnte man in der FAZ eine in ihrer Schärfe überraschende Kontroverse verfolgen. Eröffnet wurde sie von Detlef Pollack mit einem heftigen Angriff auf eine Interpretation der Herbstrevolution von 1989, die er als Vereinnahmung der friedlichen Revolution durch eine kleine Minderheit von ehemaligen DDR-Oppositionellen bezeichnete (Die verachtete Bevölkerung der DDR, FAZ, 16.07.2019). Pollacks Polemik gegen diesen »89er Mythos«, diese »Legende«, rief scharfe Reaktionen der Angegriffenen hervor – und die Verteidigung der historischen Rolle der Oppositionsgruppen und Bürgerrechtsbewegung in der Revolution von 1989. Die Auseinandersetzung nahm damals durchaus bitter-persönliche Züge an.

Das Buch ist erkennbar ein Echo dieses Streits. Es will entmythologisieren, also nachweisen, dass die Bürgerrechtler ihre Rolle überschätzen. Mir will das befremdlich erscheinen. Denn das zeigt doch

die Geschichte der Revolutionen: Sie werden von Minderheiten vorbereitet und angeführt und sind nur dann erfolgreich, wenn Mehrheiten, eben das Volk, sich ihrer bemächtigen und so sichtbar wird, was eine revolutionäre Situation

Detlef Pollack (2020): Das unzufriedene Volk. Protest und Ressentiment in Ostdeutschland von der friedlichen Revolution bis heute, Bielefeld: transcript. 232 S., ISBN 978-3-8376-5238-3, EUR 20,00.

DOI: [10.18156/eug-1-2021-rez-11](https://doi.org/10.18156/eug-1-2021-rez-11)

ausmacht: Die unten wollen nicht mehr, die oben können nicht mehr. Genauso war es auch in der DDR, wie Pollack im Detail und treffend beschreibt. In fünf Fallstudien verfolgt er den Ablauf der Herbstrevolution in den Monaten September und Oktober 1989 in Plauen, Arnstadt, Dresden, Berlin und Leipzig. Er zeigt den Zusammenhang zwischen der Ausreisewelle im Spätsommer und dem Prozess der Selbst-Ermutigung und -Ermächtigung, erinnert an das spannungsvolle Verhältnis zwischen ›Ausreisern‹ und ›Dableibern‹. Erst als Menschen das Land verlassen konnten, machte die Losung »Wir bleiben hier« politischen Sinn und wirkte wie eine Drohung gegen die SED-Obrigkeit. Pollack erinnert an die wichtige Rolle der Westmedien, analysiert die Abfolge der revolutionären Ereignisse, die Mobilisierungsmuster der »Proteste ohne sichtbare Führung« (bei denen die Oppositionsgruppen zunächst keine große Rolle gespielt haben), beschreibt die Schwächen und Fehler der SED-Führung und vergisst auch nicht die außerordentliche Rolle von Gorbatschow und dessen Preisgabe der Breschnew-Doktrin, ohne die es keine erfolgreiche und vor allem keine friedliche Revolution gegeben hätte, auch das ›Wunder von Leipzig‹ am 9. Oktober 1989 nicht (schließlich standen hunderttausende Soldaten der Roten Armee, der NVA, der Volkspolizei und der Kampfgruppen bereit, aber es gab keinen Befehl aus Moskau und deshalb auch nicht aus Ost-Berlin). Was Pollack allerdings vernachlässigt, ist die wichtige Rolle der Kirchen (der evangelischen vor allem), die mitentscheidend war für den friedlichen Charakter der Revolution: Nicht wenige der Herbst-Demonstrationen begannen in den Kirchen und nach dem gemeinsamen Gesang »Dona nobis pacem«.

Das alles ist überzeugend rekonstruiert anhand der Auswertung und Zusammenfassung vieler Erinnerungen und Darstellungen der Ereignisse vor allem in Publikationen der 1990er-Jahre. Dem Resümee ist unbedingt zuzustimmen: »Die DDR ging aufgrund des Zusammentreffens einer Vielzahl von inneren und äußeren Umständen unter, von denen einige als kontingent zu bezeichnen sind.« (87) Monokausalen Erklärungen zu widersprechen, das ist der wirklichen Geschichte auch und gerade des ›Wunders von 1989/90‹ angemessen. Und solcherart Entmythologisierung ist gewiss zuzustimmen.

Zuzustimmen ist auch Pollacks Darstellung des Prozesses der Wiedervereinigung im Jahr 1990. Die Öffnung der Mauer, den Beginn des Einigungsprozesses, bezeichnet Pollack als »das bedeutendste Ereignis der friedlichen Revolution« (90). Sie lässt sich allerdings auch als deren unausweichliche Folge beschreiben. Jedenfalls ist die Mauer nicht, wie die übliche Redensart meint, einfach gefallen,

sondern von Osten aus eingedrückt worden, so zufällig gewiss das Datum – ausgerechnet der 9. November, dieses verflucht deutsche Datum – gewesen ist. Der Wunsch nach der Vereinigung wurde seit diesem Tag immer mächtiger und beherrschte die politische Tagesordnung der folgenden Monate und des ganzen Jahres 1990. An diesem Wunsch schieden sich die Geister, verloren die skeptischen Oppositionsgruppen das Volk und erlebte das *Neue Forum* binnen weniger Monate einen geradezu dramatischen Bedeutungsverlust, wie sich in der Volkskammerwahl am 18. März 1990 zeigte. Deren Ergebnis war von absoluter Eindeutigkeit: Die große Mehrheit der DDR-Bürger wollte die Einheit, wollte so schnell wie möglich unter das rettende Dach der Bundesrepublik. Pollack nennt dies »die Weisheit des Volkes. Die Bevölkerung der DDR hatte jene Option gewählt, die am weitesten von dem bisherigen Regime entfernt war. Ich fand das logisch.« (133) Ich auch. An den demokratisch geäußerten Mehrheitswillen zu erinnern, ist auch deshalb notwendig, weil die Vereinigung, als Beitritt der DDR zur Bundesrepublik vollzogen, immer mal wieder als Unterwerfung und Entmündigung, als Übernahme und Kolonialisierung bezeichnet wird, weil die nachgetragene Illusion gepflegt wird, es hätte damals die Chance für eine andere DDR, für einen richtigen und demokratischen Sozialismus gegeben.

Ich glaube nicht, dass solcherart kontrafaktische Interpretationen der Geschichte für die Gegenwart hilfreich und zukunftsorientierend sein können, insofern sie angeblich vertanen Chancen nachtrauern und damit gegenwärtig politisch ins Leere gehen. Es sind vielmehr nachgetragene Ressentiments und eine durchaus elitäre Kritik post festum gegenüber dem historischen Gang von friedlicher Revolution und deutscher Vereinigung, wie sie zuletzt etwa von Wolfgang Engler, Thomas Oberender und Klaus Wolfram vorgetragen wurden. Wirkliche Zukunftsperspektiven werden damit eben nicht eröffnet. Monika Maron hatte schon im Februar 1990 (!) lapidar-präzise festgestellt: »Diese Revolution war kein Aufbruch in die Utopie, sondern ein verzweifelter Sprung aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus einer autoritären kleinbürgerlich-feudalen Machtstruktur in eine offene bürgerliche Demokratie.« (Das neue Elend der Intellektuellen, taz, 6.2.1990)

Das dritte Kapitel des Buches widmet sich den Ostdeutschen heute und skizziert ein Sozio- und Psychogramm dieses so unzufriedenen Volkes. Pollack wertet dafür eine Vielzahl, auch eigener, soziologischer Analysen und Meinungsumfragen aus. Und der Befund ist schmerzlich: Die Erwartungen an die Einheit waren zu hoch, die Ent-

täuschung folgte schnell, der Unmut ist gut organisiert, die Empörung und der Protest sind von links nach rechts gewandert. Vor allem: Weniger sozialökonomische Gründe – den meisten Ostdeutschen geht es, auch und gerade nach eigener Auskunft, wirtschaftlich relativ gut, jedenfalls deutlich besser als zu DDR-Zeiten – erklären den ostdeutschen Missmut und Protest, sondern ein tiefsitzendes Ressentiment und cleveres Kalkül. So stellt Pollack einigermaßen sarkastisch fest: »Die Osis haben es wieder einmal geschafft. Auch noch 30 Jahre nach der friedlichen Revolution gelingt es ihnen, sich durchzusetzen: diesmal nicht mit provokativen Sprechchören und mutigen Massendemonstrationen auf öffentlichen Plätzen, sondern mit mitleidischenden Klagegesängen – und mit einem schockierenden Wahlverhalten, das sich im Schutz der Anonymität vollzieht.« (178)

Pollacks Porträt der Ostdeutschen bietet eine Fülle treffender Beobachtungen, es ist eine schonungslos bittere Analyse und zeitigt einen eigentümlichen Widerspruch: Das Volk, dessen historische Leistung als systemsprengende Kraft 1989/90 der Autor so nachdrücklich hervorhebt, ist ihm am Schluss ziemlich unsympathisch. So sehr er bestreitet, dass die DDR-Prägungen für die Ostdeutschen heute noch einen hohen Stellenwert hätten, so sehr muss er genau auf diese Prägungen zurückgreifen, um das Besondere der Ostdeutschen heute zu charakterisieren. Die von unterschiedlichsten Beobachtern (auch von Pollack) wiederholte Behauptung, eine ostdeutsche Identität habe sich erst nach dem Untergang der DDR herausgebildet, lässt sich eben nicht durchhalten. Mentalitäten entstehen langsam und verändern sich langsam. Der Aufbruch des DDR-Volkes 1989 war eine Überraschung, am meisten für uns DDR-Bürger selbst, die wir uns – durchaus realistisch wie selbstkritisch – für klein, grau, ängstlich, angepasst hielten. Jedenfalls im Vergleich mit unseren polnischen Nachbarn (also mit *Solidarnosc* und deren zwei Millionen Mitgliedern) und mit den Ungarn (und deren mutiger, reformwilliger kommunistischer Partei) und auch mit den Tschechen (und der *Charta 77*). Der vergleichende Blick auf unsere Nachbarn hätte Pollacks Urteil über das DDR-Volk auf ernüchternde Weise gut getan.

Vielleicht gibt es doch einen – noch aufzuklärenden – untergründigen Zusammenhang zwischen einer Unfähigkeit, sich selbst positiv wahrzunehmen (die eigene Leistung 1989/90 und die Bewältigung der schmerzlichen Transformationsprozesse danach), und der politischen Haltung vieler Ostdeutscher heute: eine Unfähigkeit, die nicht erst nach der Wiedervereinigung entstanden ist. Zweitklassig, unterprivilegiert, gedemütigt empfanden sich viele schon in den DDR-

Jahrzehnten – mit dem unverwandten (zu Recht) neidischen Blick nach Westen. Das ostdeutsche Ressentiment, das Pollack treffend beschreibt, ist nicht erst den Schmerzen der 1990er-Jahre geschuldet, es hat eine lange Geschichte auch ideologischer Prägungen. Man lebt nicht in einem »vormundschaftlichen Staat« (Rolf Henrich), ohne dass dies langwirkende Folgen hätte. Man wandert nicht, vier Jahrzehnte lang eingesperrt, via Fernsehen in den Westen aus, ohne die Folge der immer wieder neuen Bestätigung eines zähen ostdeutschen Minderwertigkeitskomplexes. An Selbstüberschätzung, wie Pollack behauptet, leiden die Ostdeutschen nach meiner Beobachtung jedenfalls nicht, eher schon sind viele von ihnen bestimmt von einem tiefsitzenden Ressentiment (das Pollack zu Recht vermerkt), das sich auch und gerade aus Minderwertigkeits-Unsicherheiten speist.

Drei Jahrzehnte nach friedlicher Revolution und deutscher Vereinigung gibt es eine auffällige West-Ost-Ungleichheit der Sicherheiten und Gewissheiten. Diese ist wohl eine Folge auch der konkreten ostdeutschen Erfahrungen eines Systemwechsels, eines radikalen Umbruchs sowohl ökonomisch-sozialer wie auch moralisch-kultureller Art, des Erlebnisses der Entwertung und des Entschwindens der eigenen Lebenserfahrungen und Lebensleistungen. So viel Umwälzung in kürzester Zeit, noch nicht gänzlich und vor allem nicht von allen gleichermaßen erfolgreich bestanden. Das macht nicht Wenige empfänglich für einfache radikale Botschaften. Die unüberhörbare Missmutsgemeinschaft Ost aber, der von der AfD betriebene Verbitterungspopulismus, die fatalen DDR-Gleichsetzungen (»DDR 2.0«, »Stasi-Methoden«, »staatshörige Medien« etc.), die in der Corona-Pandemie gerade auch im Osten Deutschlands grassierende Empfänglichkeit für Verschwörungsmymen und Realitätsverweigerung – all das zeigt, wie viele unbearbeitete DDR-Vergangenheiten und schmerzliche Transformationserfahrungen nach wie vor virulent sind und wie sehr ›Ossi-land‹ emotional und kulturell zerstritten und gespalten ist.

Eine selbstkritisch-selbstbewusste Debatte bleibt notwendig und muss neu geführt werden: Damit die Ostdeutschen nicht nur das Gefühl (und wohl auch die Ausrede) haben, es werde über sie, aber ohne sie geredet. Damit sie tatsächlich selbst zu Wort kommen und auch das Empfinden haben, zu Wort zu kommen. Allerdings sollte es eine vielschichtige Diskussion sein, in der nicht nur die das Wort führen, die ihre Ressentiments artikulieren und bestätigt sehen wollen. Eine Diskussion auch nicht nur unter Ostdeutschen. Die unterschiedlichen Erfahrungen vor und nach 1989 sollten zu Wort kommen und ebenso

verschiedene Perspektiven. Nicht so sehr der Opferdiskurs, nicht vor allem identitätspolitische Selbstbehauptung, sondern die differenzierte Bewertung von Erinnertem, von Erfolgen und Fehlern sollte im Zentrum der Debatte stehen. Ein Gespräch also auch zwischen den Generationen, zwischen den Erfolgreichen und Erfolglosen – mit dem Ziel, die Hoffnungen und Illusionen und Enttäuschungen zur Sprache zu bringen und zu bearbeiten. Auch mit dem Ziel, die (verständliche) Sehnsucht nach dem früheren Zusammenhalt in der Notgemeinschaft DDR nicht zu lähmender oder gar aggressiver Nostalgie werden zu lassen. Das ist eine enorme, vor allem kulturelle Aufgabe. Gerade für Ostdeutschland, wo die persönliche und familiäre Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte bisher eher ausgeblieben ist, wo eine Mehrheit zwischen trotziger Verteidigung der eigenen Biografie, leichtgängigen Schuldzuweisungen an ›den Westen‹, dem Nachtrauern über verpasste Chancen und sehr viel Sprachlosigkeit schwankt.

Das Buch von Detlef Pollack ist ein höchst anregender Beitrag zu solcher Debatte, es ersetzt sie nicht. Es ist eine Einladung, selbstbewusst-dankbar auf 1989/90 zurückzuschauen und kritisch wie selbstkritisch auf die eigene Gegenwart zu blicken.

Wolfgang Thierse, *1943, Dr. h.c., Präsident des Deutschen Bundestages a.D.

Zitationsvorschlag:

Thierse, Wolfgang (2021): Rezension: Selbstüberschätzung und Ressentiments. Detlef Pollack wirft einen kritischen Blick auf die Missmutsgemeinschaft Ost. (Ethik und Gesellschaft 1/2021: Pandemie-Nach-Denken). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2021-rez-11> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

1/2021: Pandemie-Nach-Denken

Gregor Buß: Blinde sehen – Lahme gehen – Stumme reden. Sozialethische Lehren aus der Corona-Pandemie auf dem afrikanischen Kontinent

Jürgen P. Rinderspacher: Zeitliche Herausforderungen und neue Zeiterfahrungen in der Corona-Krise

Sarah Jäger: A woman's work is never done?! Care-Arbeit und Geschlecht in der Coronapandemie aus evangelisch-theologischer Perspektive

Stephan Rixen: Die »Bundesnotbremse« – Überlegungen zur verhältnismäßigen Beschränkung von Grundrechten

Julius Heinicke: Politisch abhängig, doch lebensnotwendig: Kulturpolitische Beobachtungen der Kunstlandschaft in Zeiten der Krise

Urban Wiesing, Daniel Becker, Philip Hahn, Henning Tümmers, Christoph Dominik Blum: Wissenschaftliche (Politik-)Beratung in Zeiten von Corona: Die Stellungnahmen der Leopoldina zur Covid-19-Pandemie